

Eine bisher unbekannte lateinische Rede Kants über Sinnestäuschung und poetische Fiktion.

Übersetzt und erklärt

von Bernh. Adolf Schmidt-Königsberg i. Pr.

In der Altpreussischen Monatsschrift (Band 57, Heft 4, S. 662 ff.) hat A. Warda aus einer Dorpater Handschrift eine bisher ungedruckte lateinische Rede Kants veröffentlicht. Da der lateinische Text stellenweise sehr schwer zu verstehen ist, wird den Lesern dieser Zeitschrift eine Übertragung ins Deutsche nicht unwillkommen sein. Das Verständnis wird noch dadurch erschwert, dass Warda die Rede getreu nach dem Manuskript abgedruckt hat, auch mit allen Flüchtigkeiten in der Interpunktion. Dazu kommt, dass es an einigen Stellen zweifelhaft erscheint, ob Warda richtig gelesen hat¹⁾. Ich bitte, das bei der Beurteilung meiner Übersetzung zu berücksichtigen.

Kant hat die Rede am 28. Februar 1777 gehalten als Opponent gegenüber dem zum ordentlichen Professor der Dichtkunst ernannten Johann Gottlieb Kreutzfeld. Kreutzfeld musste vor Antritt seines Amtes zwei öffentliche Disputationen halten, in denen er seine Habilitationsschrift verteidigte (er war vorher Schulkollege an der Altstädtischen Schule in Königsberg gewesen, vgl. Warda a. a. O. S. 662). Diese Schrift betitelt sich: *Dissertatio philologico-poetica de principiis fictionum generalioribus* und besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist geschrieben *pro receptione* (in ordinem philosophorum), der zweite *pro loco professionis poeseos ordinario rite sibi vindicando*. Bei der Disputation über diesen zweiten Teil war Kant Opponent. Er hat seine Rede auf die

¹⁾ Ich habe in Dorpat um eine Nachprüfung der betreffenden Stellen nachgesucht, bis jetzt aber leider noch keine Auskunft erhalten. Für einige briefliche Mitteilungen spreche ich Herrn A. Warda auch an dieser Stelle meinen Dank aus. Die Wardasche Abschrift des Originals in der Königsberger Universitäts-Bibl. habe ich verglichen.

Durchschussblätter und teilweise auch auf die Textblätter seines Exemplars der Kreutzfeldschen Dissertation geschrieben. Daher wird die Einreihung der abseits geschriebenen Sätze nicht überall zweifellos sein. Die Stellen aus der Dissertation Kreutzfelds, die er wörtlich zitieren wollte, hat Kant nicht in seinen Text aufgenommen. Die Rede ist also nicht für den Druck bestimmt gewesen; daraus erklärt sich der an manchen Stellen etwas saloppe Satzbau: Kant hat ohne Zweifel das Ganze schnell hingeworfen, ohne lange zu feilen; manches mag er auch beim Vortrag dann anders gesagt haben, als er es konzipiert hatte.

Zum Verständnis der Kantschen Rede ist es nötig, kurz den Inhalt von Kreutzfelds Abhandlung zu skizzieren. Kreutzfeld geht im ersten Teil seiner Schrift davon aus, dass sich bei allen Völkern Mythen, Sagen, Märchen und sonstige poetische Erzählungen und Erdichtungen finden. All das fasst er unter dem Namen *fictiones* zusammen. Unter *factio* versteht er: „*qualiscunque opinio poetica, non tam veritati obiectivae, seu absolutae, quam apparenti seu relativae congrua*“, also z. B. auch den Bilderschmuck der Sprachen. Während die frühere Forschung auf diesem Gebiete nur die äusseren Ursachen untersucht hat, die zur Entstehung solcher poetischer Erdichtungen führten, will er vielmehr die inneren Ursachen untersuchen, die in der Beschaffenheit der menschlichen Natur liegen. Daraus ergibt sich dann eine Erklärung für die vielfachen Ähnlichkeiten der Sagen etc. bei den verschiedenen Völkern; diese sind nämlich alle denselben Irrtümern ausgesetzt. Die erste Ursache solcher Irrtümer ist die Vorherrschaft der Sinnlichkeit beim primitiven Menschen: der Intellekt wird nur durch Sinneseindrücke angeregt, mit einer Erweiterung oder Änderung dieser ist auch eine Erweiterung oder Änderung der Erkenntnis und des Urteils verbunden. Kreutzfeld nennt daher die Sinne die ersten Lehrer des menschlichen Verstandes. Daher wird die Beschaffenheit des Intellekts bestimmt durch die Art der sinnlichen Wahrnehmungen. Demgemäss haben z. B. Völker, deren Länder ihnen ähnliche Sinneseindrücke bieten, auch ähnliche Sagen etc. Die ganze Mythologie eines Volkes ist konform dem Kreis der Objekte, die sich den Sinnen darbieten; wenn sich der Kreis der sinnlichen Wahrnehmungen ändert, ändern sich auch die Mythen. — Da der Mensch sich selbst zu allem Handeln vom Geist, vom Willen, von einem inneren Impuls angetrieben fühlt, so hält er auch die Dinge, die sich bewegen, für beseelt. Daher der Glaube an

unzählige Dämonen, Nymphen etc. Hier liegt der Ursprung aller Poesie. Darauf beruht auch die sinnliche Kraft der Sprachen: sie erteilen auch abstrakten Dingen Fähigkeiten, Handlung, Geschlecht zu. Aus dieser Sprachsymbolik sind dann auch zahlreiche poetische Erzählungen entstanden. Daher sind diese Erdichtungen auch von der Beschaffenheit der Sprache abhängig. Aus dem Gesagten erklärt sich auch die Antropomorphisierung von Naturgewalten und Göttern. — All das leitet sich nach Kreutzfeld her aus einer Vorherrschaft der Sinnlichkeit beim primitiven Menschen, einer Unterweisung und Führung des Verstandes durch die Sinne, und diese „sensuum disciplina“ ist also die erste Hauptquelle poetischer Erdichtungen.

Im zweiten Teil handelt Kreutzfeld von den Sinnestäuschungen als einer zweiten Quelle poetischer Vorstellungen und Erzählungen. Die Sinnestäuschungen bieten den Dichtern die glänzendsten Bilder und den schönsten Schmuck der Rede. Viele Sagen sind aus Sinnestäuschungen entstanden: aus optischer Täuschung z. B. die bekannte griechische Sage von den Plankten (dem sich öffnenden und schliessenden Felsentor). Da die Sinnestäuschungen jedoch nicht durch Fehler der Sinne hervorgerufen werden, sondern vielmehr durch falsche Urteile, so geht Kreutzfeld die verschiedenen Arten falscher Schlüsse durch, die zu derartigen Erdichtungen führen, und bringt dabei zahlreiche Beispiele aus Sagen und Mythen, aus Dichtern und auch aus Philosophen. — Auf weiteres kann ich hier verzichten, da ich unten im einzelnen noch manches zum besseren Verständnis anführen werde.

Ich gebe nun die Übersetzung.

Die Anrede, die an Kreutzfeld und den Respondenten Christian Jakob Kraus, einen Schüler Kants, gerichtet ist, enthält die üblichen Floskeln und ist unübersetzbar.

„Wunderbar, ja fast unglaublich ist die Vorliebe des menschlichen Geistes für nichtiges Spiel und vorgetäuschten Schein; so weit geht sie, dass sich der Geist nicht nur leicht, sondern auch gern täuschen lässt. Daher das bekannte Sprichwort: *Mundus vult decipi*, dem die Künstler des Betrugs hinzufügen: *ergo decipiatur*. Ich gebe aber gern zu, dass diese Kunstfertigkeit, die die *auri sacra fames* die Marktschreier, die Demagogen und nicht selten sogar die Pfaffen gelehrt hat, ich meine die Kunstfertigkeit, zum Zwecke des Gewinns der arglosen Menge etwas vorzulügen, dem Geist der Dichter völlig fremd ist, deren Herzen

ja, wie es heisst, kaum die Gier nach Gold beschleicht, und von denen Horaz sagt: *Vatis avarus, non temere est animus; versus amat, hoc studet unum.*¹⁾

Es giebt aber eine Art des Täuschens, die freilich nicht gewinnbringend, aber doch nicht unrühmlich ist; sie schmeichelt dem Ohre und regt durch vorgetäuschten Schein den Geist an und erheitert ihn; auf sie haben die Dichter ihr Augenmerk gerichtet.

Da die vorliegende Dissertation sich ausschliesslich mit den Mitteln der Sinnestäuschung befasst, soweit sie dem Dichter dienen, wird es nicht unpassend sein, im voraus einiges hervorzuheben, was diese angenehme, der bösen Absicht entbehrende Art des Täuschens betrifft.

Es giebt eine Art von Schein, von dem der Geist nicht getäuscht wird, sondern mit dem er spielt. Durch solchen Schein will der, der ihn hervorruft, nicht in arglosen Gemütern Irrtum erzeugen, sondern Wahrheit, angetan mit dem Kleide der Erscheinung, das ihr inneres Wesen nicht verdunkelt, sondern sie nur geschmückt vor Augen stellt. Die Erscheinung täuscht nicht durch Schmuck und Blendwerk Unerfahrene und Leichtgläubige, sondern sie benutzt die Veranschaulichungskraft der Sinne und lässt so das nüchterne, farblose Bild der Wahrheit in sinnliche Farbe getaucht in die Erscheinung treten.

Wenn in solchem Schein etwas enthalten ist, wodurch er, wie man gewöhnlich sagt, täuscht, so möchte ich ihn lieber spielenden Schein (*Illusion*) nennen.²⁾ Der Schein, der

¹⁾ Epist. II, 1, 119 f. (Nicht leicht wohnt in des Dichters Herzen die Habsucht; Verse nur liebt er, darauf allein geht all sein Trachten.)

²⁾ Vgl. Kant, *Anthropol.* I, § 13 (Akad.-Ausg. VII, p. 149 f.): „*Illusion* ist dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiss, dass der vermeinte Gegenstand nicht wirklich ist. Das Spiel des Gemüts mit dem Sinnenschein ist sehr angenehm und unterhaltend, wie z. B. die perspektivische Zeichnung des Inneren eines Tempels; oder wie Raphael Mengs von dem Gemälde der Schule der Peripatetiker (mich deucht von Correggio) sagt: „dass, wenn man sie lange ansieht, sie zu gehen scheinen“; oder wie eine im Stadthaus zu Amsterdam gemalte Treppe mit halbgeöffneter Thür jeden verleitet, an ihr hinaufzusteigen u. dgl. — Betrug aber der Sinne ist: wenn, sobald man weiss, wie es mit dem Gegenstand beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Dergleichen sind die Taschenspielerkünste allerlei Art. — Kleidung, deren Farbe zum Gesicht vorteilhaft absticht, ist *Illusion*; Schminke aber Betrug. Durch die erste wird man verleitet, durch die zweite geäfft. — Daher kommt es auch, dass man mit

täuscht, verschwindet, sobald man erkannt hat, dass es nur leerer Schein und Täuschung war, der spielende Schein dagegen, da er ja nichts anderes ist als Wahrheit als Erscheinung, bleibt bestehen, auch wenn er wirklich durchschaut ist; er erhält zugleich den Geist in angenehmer Bewegung, auf dem Grenzgebiet zwischen Irrtum und Wahrheit gleichsam fluktuierend, und schmeichelt ihm, der sich seiner Spürkraft gegenüber den Verführungen des Scheins bewusst ist, ausserordentlich. Der Schein, der täuscht, missfällt, der Schein, der spielt, gefällt in hohem Masse und erfreut. So lockt der Gaukler, von dem man mir sagt, dass er Taschenspielerkünste treibt, zuerst an, weil er versucht, mich zu überlisten, und gleichsam meinen Scharfsinn gegenüber seiner eigenen Schlaueit auf die Probe stellen will; habe ich aber den Betrug entdeckt, so verachte ich ihn, wird er wiederholt, so verdriesst er mich, bleibt er mir dagegen verborgen, während ich doch nicht an ihn glaube, so hasse ich ihn, zwar verwundert, aber zugleich empört darüber, dass ich durch die Schlaueit eines Betrügers überwunden worden bin.

Bei optischen Täuschungen dagegen durchschaue ich zwar den Schein ganz gut und bin gegen Irrtum gesichert, empfinde aber dennoch immer wieder Freude. Hier löst der Schein unzweifelhaft deshalb Freude aus, weil er nicht täuscht, sondern stark, aber vergeblich zum Irrtum verlockt. Soweit also der Schein täuscht, erweckt er Verdruss, soweit er mit uns nur spielt, Vergnügen. Und das etwa ist der Unterschied zwischen den gewöhnlichen Sinnestäuschungen und dem spielenden Schein, den die Dichter anzuwenden pflegen.

Nichtsdestoweniger gefällt es der vorliegenden Dissertation, alle Reize und Schönheiten der Poesie aus jener unreinen Quelle herzuleiten: und sie nimmt an, dass der Geist so sehr zu nichtigen Spielereien geneigt sei, dass man glauben müsste, je mehr er durch leere Trugbilder getäuscht wird, von um so grösserer Freude werde das Herz ergriffen. Indes wenn es sich mit der so hoch gepriesenen Dichtkunst also verhielte, so hätte, scheint mir, ein solches Geheimnis von Apollon Jünger verschwiegen werden

Farben nach der Natur bemalte Statuen menschlicher und tierischer Gestalten nicht leiden mag: indem man jeden Augenblick betrogen wird, sie für lebend zu halten, so oft sie unversehens zu Gesicht kommen.“ Vgl. auch Schiller, *Üb. d. ästhet. Erz. d. Menschen* Br. 26.

müssen; denn dadurch, dass er es der Menge preisgab, würde er selbst seiner Kunst Abbruch thun und die Bewunderer der Poesie von sich stossen, die bisher durch ihren Zauber gefesselt waren; sie würden über den entdeckten Betrug in Empörung geraten.

Gewiss giebt es neben jener eine Art der Sinnestäuschung, durch deren Anwendung, wie mir scheint, die Dichtkunst vor den meisten anderen Künsten die Palme erringt; diese muss deshalb selbst vom Philosophen gelobt werden, denn sie stärkt die Herrschaft des Verstandes über das niedere Volk der Sinne und verschafft den Gesetzen der Weisheit in gewissem Grade Gehorsam.

Denn so gross ist die ungezähmte Gewalt der Sinne, so gering die Macht der Vernunft, die zwar das Rechte will, aber es nur schwer durchzusetzen vermag, dass es klüger ist, diejenigen, die man nicht mit offener Gewalt angreifen kann, mit List zu umgarnen. Das aber geschieht dadurch, dass man den Geist an die Reize der höheren Wissenschaften und Künste gewöhnt und ihn auf diese Weise allmählich von der unvernünftigen Begierde wie von einem rohen und wilden Herrn befreit. Dieser Absicht dient — und deshalb kann man sie mit gewissem Recht einen frommen Betrug nennen — in nicht geringem Masse die Dichtkunst, die man deshalb auch zu den edeln und freien, d. h. die Freiheit des Geistes fördernden Künsten rechnet, weil sie die Sinne beschwichtigt und dadurch deren gierigem Sehnen spottet, und weil sie bewirkt, dass diejenigen, die durch ihre Schönheiten angezogen worden sind und ihre Roheit abgelegt haben, den Lehren der Weisheit um so williger gehorchen.

Doch jetzt fordert Zeit und Gelegenheit, darzulegen, nicht was ich selbst über dies Thema denke, sondern welche Ansicht Ihre Dissertation vertritt über das Wesen der Poesie, soweit sie dem Schosse der menschlichen Sinnlichkeit entspringt.

So schicke ich mich an, diejenigen Punkte dieser sonst gelehrten und feinen Abhandlung zu prüfen, bei denen mir Zweifel aufgestossen sind, und ich bitte Sie mit der schuldigen Achtung, sich gütigst die Zwanglosigkeit gefallen zu lassen, die in einem friedlichen Wettkampf erlaubt ist, und die Freiheit, jeden beliebigen Punkt anzugreifen.

I.

Da wir bei dem vorliegenden Gegenstand ruhig auf weitschweifige Syllogismen verzichten können, werde ich den Kampf in der Weise führen, dass ich meine Argumente in zwangloser Rede vorbringe. Ich beabsichtige, zunächst Ihre Abhandlung einer allgemeinen Prüfung zu unterziehen, bevor ich zur Spezialuntersuchung schreite.

Erstens: Im Titel Ihrer Dissertation sehe ich eine Epheuranke¹⁾ als Aushängeschild aufgehängt, in der Abhandlung selbst aber finde ich keinen Wein zum Verkauf gestellt. Die Schrift nennt sich: philologisch-poetische Abhandlung. Jede poetische Abhandlung aber muss notwendig in Versen geschrieben sein; eine Untersuchung über die Poesie darf also nicht poetisch genannt werden, wie wir auch eine Geschichte der Philosophie nicht eine philosophische Schrift oder eine Lobrede auf die Mathematik nicht eine mathematische Abhandlung nennen werden. Denn das Prädikat, das von einer Kunst oder Wissenschaft hergenommen ist, bezeichnet nicht das Objekt, sondern die Art und Weise, wie wir dies abhandeln. Eine philologisch-poetische Abhandlung wäre eine solche, die wie das berühmte Gedicht des Horaz über die Dichtkunst in Versen abgefasst, zugleich aber mit reichlichen philologischen Bemerkungen durchsetzt wäre.

II.

Ich komme zu der zweiten allgemeinen Bemerkung.

Ich muss den Verfasser der Abhandlung beschuldigen, dass er auf fremdem Felde geerntet hat: während er in dieser ganzen Abhandlung als Dichter hätte auftreten müssen, spielt er plötzlich den Philosophen. Es hätte nämlich diese selbe Dissertation ganz gut zur satzungsgemässen Erlangung einer ordentlichen Professur der Metaphysik dienen können, wenn nur der Titel umgeändert worden wäre in „Abhandlung über die Sinnestäuschungen und ihren Einfluss auf die Künste und die gewöhnliche Erkenntnis des Menschen“. Geschickt zwar und scharfsinnig behandelt der Verfasser von Seite 3 bis Seite 8 die Sinnestäuschungen im allgemeinen und zählt dann in einem Atem die Fülle der nichtigen Spielereien des Geistes auf: die

¹⁾ Der Epheu war ja dem Bacchus heilig, daher die Epheuranke als Firmenschild für Weinstuben.

Deutungen von Wahrzeichen, die Magie, die Astrologie, den Polytheismus, den Wust philosophischer Hypothesen und vieles andere; dem fügt er dann noch hinzu die pythagoreischen Zahlen, die Kabbala, das Barbara celarent der Logiker. Aber bei all dem kann man dazwischenfahren mit dem Horazischen:!) „Sed nunc non erat his locus“.

Zitate aus Dichtern, die freilich nur spärlich schwimmen im weiten Meer,²⁾ hätte auch ein Philosoph mit seinem Ziele vereinigen können, der im übrigen völlig in Unkenntnis darüber wäre, was dazu erforderlich ist, ein gutes Gedicht zu machen.

Ich vermute also, dass der Autor der Abhandlung mit dem schön klingenden Titel durch diese versteckte Metabasis eis allogenos eine Probe der Sinnestäuschung ipso facto geben wollte.

Setzen wir den Fall, dass der Verfasser, soweit er sich als Philosoph aufspielt, sich in seiner Hoffnung völlig getäuscht sieht, so würde das doch Ihre Ehre als Dichter nicht beeinträchtigen; es würde beweisen, dass Sie zwar ein schlechter Psychologe, aber ein ausgezeichnete Dichter sind; daraus sehen Sie, dass Sie hier gar keine Probearbeit zur Erlangung einer Professur der Dichtkunst der Prüfung unterbreitet haben.

III.

Ich komme zu meiner dritten allgemeinen Bemerkung.

Nachdem der Verfasser der gelehrten Abhandlung die Sinnestäuschungen als das wichtigste Kunstmittel der Dichtkunst statuiert hat, vergleicht er wiederholt mit dem Dichter den Philosophen, und zwar so, dass er behauptet, das Los beider auf diesem gefährlichen Gebiet sei ganz ähnlich, während er in Wahrheit durch seine Beispiele beweist, dass es völlig entgegengesetzt ist. Denn während der Dichter durch den leeren Sinnenschein angenehm täuscht, wird der Philosoph von ihm schmähslich getäuscht. Wo der Dichter Lorbeerkränze erntet, trägt der Philosoph meist nur Schande davon, und was dem einen zum Ruhm gereicht, bringt dem andern Vorwürfe. Mit diesem Vergleich hat der Verfasser gleich zwei Fehler begangen: erstens widerspricht er sich selbst, wenn er gleichsetzt, was nach seinem eignen Zeugnis entgegengesetzt ist, und wenn er

¹⁾ De arte poet. 19.

²⁾ Dies Zitat aus Vergil Aen. I. 118 ist von Kant nicht als Zitat gekennzeichnet.

zweitens die Dichter preist (p. 2.), die Philosophen dagegen tadelt (p. 8 und 10),¹⁾ so ist er gegen den einen Teil ungerecht. Was das erstere betrifft, so unterliegt doch der Philosoph Sinnestäuschungen nur, soweit er nicht Philosoph ist, der Dichter dagegen täuscht durch Sinnestäuschungen, gerade soweit er Dichter ist. Worin liegt denn nun die Ähnlichkeit so verschiedenen Loses? Nein, hier liegt nicht das Verhältnis der Ähnlichkeit, sondern das des Gegensatzes vor. Was das zweite betrifft, das Unrecht, das er dem Philosophen antut, so muss dies, scheint mir, um so heftiger getadelt werden, je mehr der Verfasser selbst in der vorliegenden Dissertation die Bäche der Philosophen in seine Felder geleitet hat.

IV.

Die vierte allgemeine Bemerkung richtet sich gegen eine Anschauung des Autors, die über alle Seiten der Abhandlung verbreitet ist und deren Angelpunkt bildet: nämlich die, der Dichter wende die Sinnestäuschungen an als die vorzüglichsten Schönheiten der Gedichte. Dieser Ansicht widerspricht ganz offenbar erstens die gesunde Vernunft, zweitens eine Fülle von ge-

¹⁾ p. 2 sagt Kreuzfeld; „Den Sinnestäuschungen entnehmen alle Dichter, bisweilen selbst getäuscht, öfter mit absichtlicher Duldung, die glänzendsten Bilder und den meisten Schmuck der Rede“.

p. 8 handelt es sich um die Sinnestäuschung (wie er es nennt), die darauf beruht, dass man aus teilweiser Ähnlichkeit von Dingen auf völlige Übereinstimmung schliesst; Kr. sagt dann: „Sogar der Metaphysiker wird öfters durch Täuschungen dieser Art umgarnt. Ein Beispiel dafür, dass die kontemplative Spekulation und die poetische Erfindung, die gemeinhin für Gegensätze der menschlichen Geistestätigkeit gehalten werden, von entgegengesetzten Punkten ausgehend, öfters in einander übergehen“. Als Beispiel führt er an Giordano Brunos Behauptung, dass entgegengesetzte Wirkungen von einer Ursache ausgehen, und dass entgegengesetzte Ursachen dieselbe Wirkung hervorbringen (das Feuer erweicht und härtet das Glas; die Hitze und Kälte haben dieselbe Wirkung, beide brennen). Als weiteren Beleg führt er den Materialismus an: daraus dass man zwischen den Funktionen der Seele und des Körpers grosse Ähnlichkeiten wahrnimmt und die Seele mit dem Körper Veränderungen erleidet, schliesst man, dass die Seele materiell und sterblich ist. Man beachte, dass Kr. dies alles zu den Sinnestäuschungen rechnet, wogegen Kant weiter unten opponiert.

p. 10 erwähnt Kr., dass die Philosophen öfters einer zweiten Art der „Sinnestäuschung“ zum Opfer fallen, nämlich der, innerlich Gleiches wegen gewisser äusserer Verschiedenheiten für verschieden zu halten. Als Beispiel führt er § 10 die Unterscheidung zwischen animalischer Seele und Geist an, worauf Kant weiter unten zu sprechen kommt.

wichtigen Beispielen. Was das erstere betrifft, so müssten die Sinnestäuschungen, die der Dichter anwenden dürfte, den gewöhnlichen und allgemein vorkommenden entnommen werden, nach dem Gesetze des Horaz: *Publica materies privati iuris erit.*¹⁾ Die gewöhnlichen Sinnestäuschungen aber haben nichts Ergötzliches; denn da der Intellekt an sie gewöhnt ist, befreit er sich sofort von ihnen, und da die Täuschung ja längst verschwunden ist, kann der Dichter durch den Schein, soweit er Täuschung enthält, nicht dem Geist schmeicheln.

Was das zweite betrifft, nämlich die angeführten Beispiele aus Dichtern, die meiner Meinung nach das Gegenteil beweisen, so genügt es, diejenigen anzuführen, die der Verfasser selbst p. 12 zitiert. — —²⁾ Aus diesen Beispielen geht hervor, dass die Dichter ganz und gar darauf ausgehen, alles was sie sich zum Dichten wählen mit einer möglichst grossen sinnlichen Anschaulichkeit zu übergiessen. Zu diesem Zweck haschen sie nicht mit Fleiss nach Sinnestäuschungen, sondern verwenden sie nur, weil die sinnliche Veranschaulichung, die die Natur mit vollendeter Treue kopieren soll, sie nicht entbehren kann. Das wird klar bei dem von Ihnen

¹⁾ *De arte poet.* 131 (Stoff, der Gemeingut war, wird Privatbesitz).

²⁾ Auf p. 12 stehen folgende Zitate aus Dichtern:

Aus Ausonius Mosella (V. 194 ff):

„Tota natant crispis iuga motibus; et tremit absens
Pampinus, et vitreis vindemia turget in undis;
Adnumerat virides derisus navita vites“.

(In kräuselnder Bewegung schwimmen [im Strom] ganze Berge, zittert die Rebe, die doch nicht darin ist, und in den gläsernen Wellen schwillt die Traube; getäuscht zählt der Schiffer die grünen Reben).

Weiter ohne Angabe des Dichters: „*frigus opacum*“ (Vergil Buc. I, 52), „schattige Kühle“ für kühler Schatten, und „*caligare formidine lucum*“ (nach Vergil Georg. IV, 468), „der Hain dunkelt von Schauer“ für: der Hain erregt durch seine Dunkelheit Schauer). — Endlich aus Vergil Aen. VIII, 429 ff:

„Tris imbris torti radios, tris nubis aquosae
Addiderant, rutuli tris ignis et alitis austris;
Fulgores nunc terrificos, sonitumque metumque
Miscabant operi, flammisque sequacibus iras“.

(Drei Strahlen des Hagels, drei der regenbringenden Wolke hatten sie (die Kyklopen) hinzugefügt (dem Blitzstrahl des Zeus, den sie gerade anfertigen) und drei des roten Feuers und des hurtigen Südwindes. Nun mischten sie dem Werke bei schreckendes Leuchten und Krachen und Entsetzen und die Wut (mischten sie bei) der fügsamen Flamme (d. i. dem dem Willen des Zeus gehorchenden Blitzstrahl).

angeführten Beispiel aus Vergil, wo der Dichter, um die Bewunderung für die Arbeit des Vulkan zu erhöhen, und um das Gemüt durch sinnliche Reize, die er von allen Seiten herbeiholt, zu bewegen, vieles nennt, was unmöglich in eine Waffenschmiede hinein kommen konnte, z. B. — —¹⁾. Hieraus sehen Sie, dass der Dichter nur danach strebt, seinen Grundgedanken mit einer grossen Fülle von Bildern zu umkleiden, unter denen sich täuschender Schein nur zufällig findet, weil der Dichter ihn nicht entbehren kann, wenn er ein lebensvolles Bild malen will.

Ich gehe nunmehr über zur zweiten Gattung meiner Bemerkungen und werde einige Punkte Ihrer Dissertation im einzelnen durchgehen und mit Ihrer Erlaubnis kritisieren.

§ 1 beginnt auf p. 1 folgendermassen — —²⁾.

Der Verfasser legt in beiden Teilen seiner Schrift dar, dass der menschliche Geist in seinen Anfängen von den Sinnen unterrichtet werden müsse, und dass er aus dieser Unterweisung gleichzeitig die erste Anregung zur Dichtkunst schöpfe: im ersten Teile behauptet er, die Sinne seien seine Lehrer, im vorliegenden zweiten Teile dagegen, sie betrögen ihn, in beiden aber, sie dienten ihm trefflich und zweckvoll. Doch wie reimt sich das zusammen? Wenn wir von den Sinnen getäuscht werden, werden wir nicht gleichzeitig von ihnen unterrichtet. Wenn die menschliche Erkenntnis durch Täuschungen verfälscht wird, was kann dann der Dichter, der diese Täuschungen unter die Leute bringt, anderes sein als ein Betrüger? Nur beiläufig mache ich darauf aufmerksam, dass in der ersten Zeile der Abhandlung der Ausdruck *sensuum disciplina* in einem völlig verkehrten Sinne gebraucht wird. Denn in frühen Zeiten unterrichteten die Sinne niemals, sondern werden selbst unterrichtet,³⁾ insofern sie soweit untertan gemacht

¹⁾ Kant wird hier etwa genannt haben den Hagel und den Regen, das Entsetzen und die Wut, die die Kyklopen dem Blitzstrahl beimischen. Kreuzfeld zitiert das Beispiel aus Vergil, um zu zeigen, dass die Dichter vielfach leblosen Gegenständen intellektuelle und moralische Fähigkeiten beilegen.

²⁾ „Ich habe gezeigt, dass der Unterricht durch die Sinne (*sensuum disciplina*), deren sich alle menschliche Erkenntnis als ihrer ersten Führer und Lehrer bedient, die erste Quelle der poetischen Erfindungen ist: jetzt gehe ich über zu den Sinnestäuschungen, einer zweiten Quelle von Er-dichtungen“.

³⁾ Von *sensuum disciplina* kann man also nur reden, wenn man *sensuum* als *genitivus obiectivus* auffasst: Unterweisung der Sinne.

werden, dass sie der Herrschaft des Verstandes gehorchen. Diesem Zwecke dienten die einst weit verbreiteten telestischen Übungen.

Sie hätten allerdings insofern von einer Unterweisung durch die Sinne sprechen können, als sie uns die ersten Elemente der Erkenntnis übermitteln. Doch darauf will ich nicht eingehen.

§ 3 rechnet der Verfasser vieles zu den Sinnestäuschungen, was, wie mir scheint, ganz und gar nicht dazu gehört: die Magie, die Wahrzeichendeutung, die Astrologie etc. Zu den Sinnestäuschungen darf man doch nur rechnen, was ich irgendwie mit den Augen zu sehen oder sonst mit einem Sinn wahrzunehmen glaube, obwohl es in Wirklichkeit nur ein Irrtum des vorschnellen Urteils ist. Wenn ich aber genau weiss, dass ich etwas nicht wahrnehme, sondern mir bewusst bin, dass ich über Wahrgenommenes nur vermutend oder irgendwie folgernd etwas statuere, so können solche Vorstellungen, mögen sie auch irrtümlich sein, doch nicht Sinnestäuschungen genannt werden — man nennt sie gewöhnlich leere Gedankendinge (*entia rationis ratiocinantis*). So hat der Aberglaube niemals gemeint, im Vogelflug oder in der Stellung der Gestirne schicksalkündende Zeichen zu sehen und zu lesen, sondern der Mensch, schon von Natur zur Gemeinschaft mit denkenden Wesen geschaffen und durch Furcht oder Begierde erregt, neigt zu dem Irrglauben an den Einfluss unsichtbarer, sein Geschick lenkender Mächte, den wir Aberglauben nennen, und aus Eigenem ist ihm die Vermutung gekommen, dass ihm vieles, was von einem Genius oder einem Dämon in geheimnisvolle Zeichen gehüllt werde, kund werden könne, wenn er nur jene Zeichen zu deuten vermöge, und dass er auch mit jenen Geistern in gewisser Weise in Verkehr treten könne. Daraus ist die Astrologie und die Magie entstanden. Die Sinne dagegen, weit entfernt, ihn in diese Irrtümer zu verstricken, führen ihn vielmehr wie zuverlässige Führer allmählich aus ihnen heraus und befreien ihn mit Sicherheit völlig davon, nachdem er ihnen durch Erfahrung untertan geworden ist.

Weiter komme ich zu § 9, p. 9.

Hier spricht der Verfasser von der unnötigen Vervielfältigung der Wesen und der Neigung, Erscheinungen, die in irgendwelcher Beziehung verschieden sind, aus ebenso vielen der Art nach verschiedenen Ursachen herzuleiten, und dem daraus hervorgegangenen Glauben an eine Vielheit von göttlichen Mächten in der Theogonie und Kosmogonie der Griechen; auch das rechnet er

zu den Sinnestäuschungen. Aber dass diese Vorstellungen ursprünglich nicht allgemein verbreitete Irrtümer gewesen sind, die aus Sinnestäuschungen entsprangen, dass sie vielmehr von Dichtern absichtlich erfunden worden sind, das bezeugt u. a. Aristoteles in der Metaphysik. Nachdem er gesagt hat: „Es ziemt sich nicht für ein göttliches Wesen, neidisch zu sein,“ fährt er fort: „Aber, wie es im Sprichwort heisst, vieles erlügen die Dichter.“ Diese lassen ja nichts unversucht, was den Geist in Bewegung bringen und durch die vereinten Kräfte der Sinneseindrücke bezaubern kann: deshalb haben sie allen Teilen der Natur Leben eingehaucht und die einzelnen Erscheinungen einer entsprechenden Zahl von Herrschaftsgebieten verschiedener Götter zugeteilt; sie sind also nicht von anderer Seite verführt worden, sondern selbst die Urheber des Trugs.

Doch hiermit will ich Sie nicht länger aufhalten. Nun zu § 10.

Der Verfasser behauptet hier wiederum, die Philosophen seien demselben Spiel mit dem niederen Volk der Sinne preisgegeben, und er rechnet dazu die im Altertum weitverbreitete Unterscheidung zwischen animalischer Seele (*anima*) und Geist (*animus*)¹⁾ Indes, wenn diese Unterscheidung ein Irrtum ist, so kann man keineswegs sagen, dass er durch eine gewöhnliche Sinnestäuschung hervorgerufen worden sei, es ist vielmehr eine Hypothese, die man mit Bedacht annahm, nicht weil der äussere Anschein darauf hinwies, sondern weil sie zur Erklärung der Phänomene der menschlichen Natur notwendig erschien. Und ich zweifle, ob Psychologen, die in einer solchen zweifelhaften Frage leichtfertig und kühn irgend etwas behaupten, nüchtern, wie der Verfasser will,²⁾ oder vom Weine der Selbstliebe berauscht, ob sie besonnen oder nase-

¹⁾ Vgl. oben p. 13 Anmerkung.

²⁾ Hier muss ein Versehen Kants vorliegen. Die betreffende Stelle bei Kreutzfeld lautet: *Et nostrae aetatis psychologi quidam magis sobrii, qui quot diversas operationes mentis sentiunt, in totidem forulos quasi, seiunctos a se invicem animam humanam dissecant?*“ D. h.: und sind gewisse Psychologen unserer Zeit nüchterner, die die menschliche Seele in so viele gesonderte Teile zerlegen, als sie verschiedene Funktionen des Geistes wahrnehmen?“ — Kant ist wohl durch das Fehlen des *sunt* und einer Fragepartikel dazu verleitet worden, den Satz für einen Aussagesatz zu halten und das Fragezeichen zu übersehen. — Der Satz bei Kant: „Und ich zweifle“ . . . passt übrigens schlecht an diese Stelle: er zerreißt den Zusammenhang, denn das Folgende (Haben doch in unserer Zeit etc.) schliesst sich nicht an diesen, sondern an den vorhergehenden Satz an.

weis genannt zu werden verdienen. Haben doch noch in unserer Zeit der berühmte Unzer in seinem Buch „Physiologie der tierischen Natur tierischer Körper“ und ganz kürzlich der englische Gelehrte Morgan in seinem Buch „Über die Natur der Nerven“, das nächstens in deutscher Übersetzung erscheinen wird, zu derselben Erklärung des Doppellebens wie zu einem geweihten Anker ihre Zuflucht genommen. Sie sehen also, dass hier nicht eine gewöhnliche Sinnestäuschung, sondern eine zwar irrtümliche, aber eines Philosophen nicht unwürdige Hypothese vorliegt.

Weiter komme ich zu § 15 p. 15.

Hier glaubt der Autor eine in der Geschichte der Poesie bemerkenswerte Erscheinung gefunden und ein Rätsel, das eines Oedipus würdig wäre, gelöst zu haben durch den Hinweis darauf, dass die Liebe des Petrarca zu Laura während des Betens empfangen worden ist.¹⁾ Aber er hat, wie mir scheint, seine Mühe unnütz aufgewandt, wenn er die Reinheit, Heftigkeit und Beständigkeit dieser Liebe aus seinem Prinzip zu erklären versucht. Hier bedarf es sicher nur eines Davus, nicht eines Oedipus. Denn leicht zu erkennen ist der Unterschied zwischen der physischen und der poetischen Liebe. Die physische Liebe ist ein Begehren der geliebten Person, vom Dichter aber sagt Horaz: *versus amat, hoc studet unum*. Der Dichter strebt nach einer schönen Darstellung der Liebe, und diese gelingt ihm um so besser, je weiter er von einem persönlichen Verkehr mit dem geliebten Objekt entfernt ist. So ist Petrarca, als er seine Laura zum erstenmal erblickte, nicht durch deren Anmut gefesselt und bestrickt worden, sondern als sich seinem Geist, der schon durch die festliche Feierlichkeit erregt war, eine schöne Gestalt darbot, die noch dazu in religiöser Anbetung und Trauer leise Laute und Gebete murmelte, da entstand in ihm plötzlich der Gedanke, dass sie ein geeigneter Gegenstand für seine Verse sein werde. Nachdem ihn aber dieser Gedanke, ich möchte sagen, durchzuckt hatte, hat er niemals den Versuch gemacht, Laura für sich zu ge-

¹⁾ Kreutzfeld sagt p. 16: „Wer sieht nicht ein, dass die Heiligkeit des Ortes, wo er Laura sah, jene mystische Zeit, das himmlische Feuer, das die Betende ergriffen hatte, auf Laura übertragen wurde, so dass sie dem Petrarca heiliger, der Mutter Gottes ähnlicher erschien?“ Daraus erklärt er dann die Erhabenheit dieser Liebe. — Kr. führt das an als ein Beispiel der Sinnestäuschung, die daraus entsteht, dass man Coexistierendes zusammenwirft und vermengt.

winnen, sondern um desto länger die Klagen und Seufzer hinziehen zu können, mied er ihre Umarmung und versenkte sich nur in seine poetische, d. h. erdichtete und zum Schein erfundene Trauer; von hier aus kann man auch jene vom Verfasser gepriesene Keuschheit und Heiligkeit, das Erhabene in dieser Liebe, das seine Gedichte atmen, hinreichend und leicht verstehen; die Annahme einer Sinnestäuschung ist dazu unnötig. Wenn er eine Wolke anstelle der Juno umarmte, so hat er das Bild, das er einmal in seine Vorstellung aufgenommen hatte, nur nach seiner Weise, d. h. enthusiastisch sich vor Augen gestellt; im übrigen kümmerte er sich nicht um Laura, sondern um die Schönheit und das Feuer seiner Verse und um seines Namens Ruhm.

Die Unterredung Petrarcas mit dem Papst wird Ihnen bekannt sein. Als dieser einst zu ihm sagte, er bedauere sein Geschick, aber er werde dafür sorgen, dass er seine Laura heiraten könne, da zauderte der Dichter, dann aber wies er das Anerbieten offen zurück und sagte, er fürchte, wenn er Laura heirate, würden seine Verse alles Feuer und alle Schönheit verlieren.

In der Ehe nämlich geschieht, was Lucrez¹⁾ vom Tode sagt: Tum demum verae voces eliciuntur et eripitur persona, manet res.

Doch ich eile zum Schluss. Während bei vielen anderen Anstößen, die ich hervorgehoben habe, das mir übertragene Forschungsgebiet ausserhalb des Bereichs der Geschosse blieb, muss ich jetzt Stellung nehmen gegen eine Stelle der Abhandlung, die dem Logiker als Philosophen Übelkeit verursachen könnte. Nachdem der Verfasser ausführlich von derjenigen Sinnestäuschung gehandelt hat, vermittels der wir das Wesen und die Fähigkeiten

¹⁾ III. 58. Da erst werden wahre Worte hervorgehoben, die Maske fällt, die Wirklichkeit bleibt. Kant zitiert denselben Vers auch Anthropol. I. § 73 (Ak.-Ausg. VII, p. 180) an einer Stelle, die auch sonst Ähnlichkeit mit der unsrigen hat. Er sagt dort: „Weil die Einbildungskraft reicher und fruchtbarer an Vorstellungen ist als der Sinn, so wird sie, wenn eine Leidenschaft hinzutritt, durch die Abwesenheit mehr belebt als durch die Gegenwart: wenn etwas geschieht, was dessen Vorstellung, die eine Zeitlang durch Zertreuung getilgt zu sein schien, wiederum ins Gemüt zurückruft. . . Diese Krankheit, als Wirkung einer dichtenden Einbildungskraft, ist unheilbar: ausser durch die Ehe. Denn diese ist Wahrheit (eripitur persona, manet res. Lucret.)“ Herr Prof. Vaihinger macht mich darauf aufmerksam, dass Kant diesen Vers auch noch in seinem sog. Opus Postumum zitiert, herausgeg. von Reicke, Altpreuss. Monatsschrift. Bd. XXI, 1884, p. 410 Anm.

des Bezeichneten fälschlich auf die Zeichen übertragen, fährt er gegen Ende von § 18 folgendermassen fort: — — —¹⁾

Wird nicht der Autor, der mit dieser Beschuldigung in ein Nest voll Wespen sticht, deren Zorn fürchten müssen? Denn das Volk der Logiker ist gar streitbar, und schwerlich reizt es jemand ungestraft. Und hier werden sicherlich die Logiker fälschlich des Betrugs geziehen. Denn sie verheissen nicht Formeln, denen eine grosse, geheimnisvolle Kraft innewohne, Wahrheiten aller Art zu erpressen, wie es ihnen hier vorgeworfen wird, sondern sie wollen nur den Mechanismus für die Stellung der Begriffe in den Schlüssen aufzeigen, zu dem Zwecke, dass, ebenso wie es die Grammatiker bei den Sprachen tun, im Gebrauch des Intellekts das Allgemeine offenbar werde, nämlich die allgemeine Formel, Erkenntnisse auszudrücken, und zwar ohne Rücksicht auf den darin enthaltenen Stoff. Das darf man nicht hierher ziehen. Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Der Logiker kämpft mit dem Logiker in freundschaftlichem Wettstreit. Wenn aber ein auswärtiger Feind einbricht, dann stellen sich alle gleichsam in Schlachtordnung und stürzen sich auf ihn.

Doch nun ist mein Köcher erschöpft, und ich mache dem Kampf ein Ende. Zunächst gratuliere ich Ihnen von Herzen zu Ihrem bisherigen Erfolg. Dann wünsche ich Ihnen, der Sie das Amt,²⁾ das Ihnen übertragen worden ist, trefflich ausfüllen werden,

¹⁾ § 16 ff. handelt Kreuzfeld von den Irrtümern, die daraus entstehen, dass man Zeichen (wie z. B. Naturgegenständen mit symbolischer Bedeutung, Wörtern, Zahlen, Götterbildern, religiösen Riten etc.) Eigenschaften zuschreibt, die nur dem durch sie Bezeichneten zukommen. Als Beispiel führt er u. a. an die pythagoreische Zahlensymbolik, bei der die Bewunderung und Verehrung der göttlichen Mächte, als deren Symbol die Zahlen gelten, auf diese selbst übertragen wurde. Am Schlusse von § 18 heisst es dann: „In ähnlicher Weise sind die scholastischen Logiker neuerer Zeit dem trügerischen Zauber gewisser Zusammenstellungen von syllogistischen Termini wie Barbara celarent etc. zum Opfer gefallen, und zwar bis zu dem Grade, dass sie, unter Ausserachtlassung des inneren Zusammenhangs der Voraussetzungen, jenen — ich möchte sagen — Foltern des Geistes eine grosse, geheimnisvolle Kraft zuschreiben, Wahrheiten aller Art zu erpressen.“

Über die Verwechslung von Zeichen mit Sachen spricht Kant Anthrop. I, § 39 Anhang (Ak.-Ausg. VII, p. 194 ff.)

²⁾ Das Wort *spartam*, das Kant an dieser Stelle braucht, ist die sonst, soweit ich sehe, nicht vorkommende latinisierte Form des griechischen *σπίρτι*, Richtschnur, dann das mit der Richtschnur abgemessene Landstück, das Erbgut. Kant hat hier ein griechisches Sprichwort im Sinne, das u. a.

von Herzen einen glücklichen Anfang und einen günstigen Fortgang Ihrer Amtstätigkeit. Mit reicher Kenntniss der schönen Literatur, in der Lektüre und Kritik der Dichter verschiedener Sprachen, der alten wie der neueren, geschult, haben Sie sich vor allem mit Eifer und mit Glück den herrlichen Werken gewidmet, die uns von den Griechen überliefert worden sind. So kann es nicht fehlen, dass Sie der akademischen Jugend ein weites Feld der Geistesbildung eröffnen werden, damit sie, fern von aller Unkultur, einen engen Bund mit den Grazien schliesse, soweit es geschehen kann, ohne den Neid der Minerva zu erregen, der Beschützerin der nützlicheren Wissenschaften und Künste. Und ich wünsche, dass diese Ihre Bemühungen und Ihre Verdienste ein günstiges Geschick auch mit häuslichem Glück belohnen möge, und dass der Allerhöchste Ihr Leben und Ihre Gesundheit erhalte; zugleich empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen und Ihrer Freundschaft.

Endlich wende ich mich zu Ihnen, verehrter Herr Respondent, der Sie, von der Natur mit trefflichen Geistesgaben ausgestattet, in den schönen wie in den nützlichen Wissenschaften reiche Kenntnisse besitzen, der Sie zugleich durch Ihr freundliches Wesen liebenswert sind, und den ich schon lange zu meinen besten Hörern zähle. Zu dieser Probe Ihres Scharfsinns und Ihrer Gelehrsamkeit, die Sie so rühmlich abgelegt haben, gratuliere ich Ihnen zunächst von Herzen. Und dann:¹⁾ möge bald die Zeit kommen, wo Ihnen die Mühe, die Sie unermüdlich aufgewandt haben, die Saat, die Sie so reich ausgestreut haben, durch eine reiche Ernte Ihren Verdiensten entsprechend gelohnt wird. Ihren Hoffnungen, die Sie mit recht hegen dürfen, wünsche ich glückliche und baldige Erfüllung, und ich bete zum Allerhöchsten, dass er Sie beschütze und gesund erhalte.

Leben Sie beide wohl und bleiben Sie mir gewogen“.

Cicero (ad Att. IV, 6) anführt in der Form: *Σπάρταν ἔλαγες, ταύταν κόσμηε*, d. h.: Dein Wirkungskreis ist dir zugewiesen, den fülle nun aus.

¹⁾ Dieser und der folgende Satz sind so, wie sie von Warda gedruckt sind, unmöglich: Et cum iam tempus ingruat quo, quam impiger collocasti operam et quam liberaliter sparsisti segetem illa tibi pro meritis larga messe rependatur. Spei tuae iure conceptae fortunatos et non cunctanter successus opto. Entweder ist der Punkt vor *spei* falsch, und der folgende Satz ist der Hauptsatz zu dem vorhergehenden, oder statt *cum* ist *tum* zu lesen. Warda teilte mir auf eine Anfrage brieflich mit, er glaube sich bestimmt zu erinnern, dass sein Druck dem Original entspricht. Dann liegt ein Versehen Kants vor. Ich vermute, dass *tum* statt *cum* zu lesen ist, weil sonst das *primum* im vorhergehenden Satz ganz in der Luft schweben würde.
